

**Wenzel Falk**  
und  
**seine Familie.**

---

Von  
**August Lafontaine.**

---

**Dritter Theil.**

---

Berlin, 1810.  
Bei Johann Daniel Sander.



# Wenzel Salk und seine Familie.

---

Dritter Theil.



---

## Die Erziehung in einer höheren Potenz.

Der Leser stelle die Wiege eines jungen Nordamerikaners nur einen Augenblick neben die Wiege des jungen Reichsfreiherrn Franciscus Falk von Falkenstein auf Steinau, u. s. w.: so kann er wohl nicht anders, als seiner Mutter beipflichten, wenn sie den neueren Pädagogen, welche ihr so halb und halb die Erziehung des jungen Nordamerikaners zum Muster ihrer Erziehung vorschlagen, mit Abscheu zuruft: wofür wäre er denn ein Reichsfreiherr Falk von Falkenstein, in dessen Adern das Blut der Salen-Dorstedts fließt! — Ueberdies war Franz der erste Sohn; und in einem

ersten Sohne sieht jede Mutter, nach Stand und Würden, die Talente eines Viertelmeisters, oder eines Predigers, eines Professors, oder, wenn sie ein wenig Lektüre hat, eines so berühmten Mannes wie Voltaire und Göthe, oder, wenn sie aus dem Hause Salen: Dorstedt abstammt, eines General: Feldmarschalls mit dem Orden des goldenen Vlieses; und der kleine Viertelmeister, Prediger, Professor, Voltaire, Göthe, oder Feldmarschall hat schon bei der Geburt alle Rechte der Großen, alle Tugenden dazu. Wozu also die Pädagogik nöthig ist: das frage ich selbst.

Die Frau Oberkammerherrin, Freifrau Falk von Falkenstein ꝛ., geborne Freifrau von Salen: Dorstedt ꝛ. übertrieb — das ist nicht zu läugnen — diese angeborene mütterliche Erziehung ein wenig. Eines General: Feldmarschalls Ehre muß früh geweckt werden; und so nannte die Amme ihren Sängling „junger gnädiger Herr.“ Ehrle der junge gnädige Herr, so griffen zwanzig Hände zu, ihn zu vergnügen, und alle Welt

lobte die Stimme, womit der künftige General-Feldmarschall schrie.

Das junge Herrchen lernte auch bewundernswürdig früh seinen hohen Beruf kennen. Er kommandirte aus seiner Wiege die ganze Herrschaft Steinau, Vater und Mutter so gut wie die Andern, schlug nach allen Menschen, wenn sie seine Befehle nicht verstanden, nicht erriethen, oder nicht erfüllen konnten, und verlangte die Schäfschen vom Abendhimmel so gut, wie die Schäfschen von der Weide.

Die Mutter erzählte das als einen seltenen Zug seines Geistes; doch die Leute, die ihn bedienten, hatten ihre Noth mit dem jungen Feldmarschall, und seinen seltenen Zügen des Geistes. Die ersten Worte, die er lernte, waren die Namen seiner Vorfahren, seine eigene Würde, seine Hoffnungen. Er sah sein Familien-Wapen in alle Dinge gegraben, gebrannt, genähet, gewirkt, gestickt oder gemahlt; und die übrigen lebenden Geschöpfe in der Herrschaft Steinau, als Bedienten, Jungfern, Knechte, Mägde,

Pferde und Hunde, wurden so ziemlich in Eine Klasse geworfen. Was Wunder, wenn der Knabe die Menschen zuweilen behandeln wollte, wie ein Paar Pudel, denen er, um sie zu Mopsen zu machen, die Ohren ausgedrehet haben würde, wenn er Stärke genug dazu gehabt, und wenn die Pudel nicht um sich gebissen hätten.

Ueberall sah er um sich her tief gebückte Leute, und nur zwei, die aufrecht standen, seinen Vater und seine Mutter, die Niemanden schmeichelten, als allein ihm. Was konnte der junge Herr dafür, daß er sich als den Ersten in der Welt ansah, für den alles da wäre, und daß er zuletzt seine Eltern eben so kommandirte, wie alle Andern? und daß er bald der unerträglichste Tyrann wurde, am meisten für seine Eltern, die ihm doch zuweilen etwas abschlagen mußten.

Kurz, die Mutter gestand, als er sieben Jahre alt war, mit Thränen, es sey mit dem Knaben nicht mehr auszuhalten. Sie nahm einen Hofmeister an, der den Kleinen

zähmen sollte; doch die Instruktion, die er von ihr bekam, machte den Knaben zum Herrn, und den Hofmeister zum Untergebenen. Nun wurde das Elend im Hause noch größer.

Die Mutter mußte sich endlich darein ergeben, daß ihr Franz aus dem Hause geschickt würde. Aber — wohin? Das war eine Frage, die Niemand beantworten konnte.

Unter allen gebückten Menschen in Steinau, gab es dort auch einen, der immer aufrecht stehen blieb, dafür aber sich nur selten sehen ließ, und gar nicht in gutem Credit stand; und das war Stegel. Er war Gerichtshalter gewesen, hatte aber die Stelle niedergelegt, weil er dabei kein ehrlicher Mann seyn konnte, und weil er das ganze Amt nicht liebte.

Man würde ihn schon längst weggejagt haben, eben weil er sich nicht bückte; der Mann war aber nicht zu entbehren. Er hatte seit zwanzig Jahren die sehr vervickelten Geschäfte der Familie geführt, und

zwar mit einer Redlichkeit, mit einem Eifer, und zugleich für ein so geringes Gehalt, daß seine Stelle durchaus kein Anderer ersetzen konnte.

Er verwaltete auch ein anderes Gut, das der Dame gehörte; und, ob er gleich die Bauern, die ihn fast anbeteten, nicht drückte, trug das Gut weit mehr ein, als das beträchtlichere Steinau, das von Geiz und Ungerechtigkeit verwaltet wurde; er trieb nehmlich die Landwirtschaft mit Enthusiasmus und — mit Verstand.

Dieser Siegel wagte es, seinen eigenen Willen zu haben, und bestand oft so fest auf seinem Kopf, daß die Dame weder durch Artigkeiten, noch durch Befehle etwas Anderes von ihm heraus bringen konnte, als die Antwort: so nehme ich meinen Abschied!

Der kleine Löwe im Hause sah recht wohl, daß Siegel nicht der Sklav seiner Eltern war. Er versuchte sich an dem Manne; dieser sah aber den Duben mit so ern-

sten, drohenden Blicken an, daß derselbe sich ganz von ihm zurückzog.

Das wurde bemerkt; und man fragte, wie es zuginge, daß dieser Mann den Löwen mit Blicken bändigen könnte. Noch mehr! man drohete dem Knaben mit Herrn Siegel. Ja, man rief diesen, als er einmal in Steinau war, gegen den Buben um Hülfe an; und er sah sich nach dem wilden Knaben mit einem so drohenden Blick um, daß derselbe zum ersten Mal vor einem Menschen zitterte, und zwar vor einem bloßen Blicke.

Der Knabe wunderte sich hinterher selbst über seine eigene Furcht. Er nahm seinen Muth zusammen, und wagte es endlich, um seinen Feind zu prüfen, ihm eins anzuhängen. Da aber faßte Siegel des Knaben Arm sehr derb, zog ihn zu sich, und sagte mit einer donnernden Stimme: wag' das noch einmal, du Bube! — Die Eltern, in deren Gegenwart das geschah, wußten nicht, ob sie Siegel's oder des Buben Parthei nehmen sollten, und thaten daher gar nichts.

Des Knaben ganzes Wesen erbebt von der Kraft dieses Mannes; und doch mußte er, daß Siegel nicht mehr war, als Andre, die er ungeschont beleidigen durfte.

In der Seele des Knaben waren noch nicht alle Keime des Guten erstickt; denn er schwieg, und drang nicht auf Bestrafung des Mannes. So oft Siegel jetzt nach Eretinau kam, begegnete Franz ihm artig, drängte sich auch wohl an ihn, und bemühte sich zuweilen sogar um seinen Beifall.

Das entging den Eltern nicht, die jetzt selber fühlten, daß es mit dem Buben nicht auszuhalten, und daß die ganze Erziehung in der höhern Potenz verunglückt wäre. Die Mutter begriff das nicht, da sie doch alles gethan, was Siegel selbst in den pädagogischen Unterredungen mit ihr als Grundsatz der Erziehung angepriesen hatte: einem Kinde so viel Freiheit zu verstaten, und so wenig zu verbieten, als möglich.

Doch genug, die Erziehung ihres Erstge-

bornen war nicht gelungen, und sie selbst fühlte die Folgen davon; denn Niemanden quälte der Bube öfter und ärger, als gerade seine Mutter. Ohne alle Scheu sagte er ihr in's Gesicht: ist mein Vater erst todt, so bin ich Herr in Steinau; und wer mir dann widerspricht, der muß ohne Gnade aus dem Hause! — Das, oder etwas Aehnliches, sagte er mit trotziger Härte seiner Mutter, wenn sie ihn ganz sanft und freundlich bat, doch diesen oder jenen tollen Einfall aufzugeben.

Wenn ihn noch irgend Jemand bändigen kann, sagte die Frau Oberkammerherrin wehklagend: so ist es Siegel! Und so wurde beschloffen, daß der Knabe diesem Manne übergeben werden sollte. Man äußerte das Anliegen gegen Herrn Siegel mit der größten Freundlichkeit, und ließ, obgleich mit gehöriger Vorsicht, sogar ein Wort davon fallen, daß er manches in der That besser verstände, als seine hochfreiherrliche Herrschaft. Die Mutter wollte indeß der wahrscheinlich allzu großen Stren-

ge des Mannes zuvorkommen, und äußerte darüber, was sie für nöthig hielt; Siegel aber schüttelte den Kopf, und sagte sehr bestimmt: „wenn ich den Kleinen zu mir nehmen wollte, so würden Sie mit meinen Bedingungen nicht zufrieden seyn.“

Ich will es, lieber Herr Siegel; Ich will! antwortete die Mutter freundlich. Sie werden ja meinen Liebling nicht allzu strenge halten.

„Ich kann ihn nicht anders zu mir nehmen, als auf die Bedingung, daß ich ihn behandeln darf, wie ich will, wie es mir gut scheint; daß er in allen Stücken von mir abhängt, in Kleidung, Wohnung, Essen und Trinken; daß Sie ihn binnen einem ganzen Jahre nicht wiedersehen, ihm nichts schicken, nicht nach ihm fragen.“

Die Frau Oberkammerherrin brach die Unterredung ab; denn, was Siegel verlangte, war doch allzu viel für das Mutterherz, das den Wuben allen andern Kindern, die ganz leidlich waren, so weit vorzog!

Doch, Franz that alles Mögliche seine Mutter dahin zu bringen, daß sie sich jede Bedingung gefallen ließ. Er ritt die wildesten Pferde, schoß im Panke auf Menschen, u. s. w; kurz, sie mußte befürchten, daß er sich unglücklich machen würde, wenn er bei ihr im Hause bliebe.

Man fing aufs neue an, mit Herrn Siegel zu unterhandeln; und er machte die alten Bedingungen, daß der Knabe ihm ganz übergeben werden sollte, ohne daß man nach ihm fragte.

Aber werden Sie ihn denn bessern? fragte die Mutter.

„Wenigstens zähmen; doch auch bessern, hoffe ich, Erw. Gnaden. Ein Mensch, der unter bloßen Sklaven aufwächst, kann nichts anderes werden, als ein Tyrann; nur unter Menschen wird man ein Mensch!“ — Die Dame mußte diese Beleidigung des unbeugsamen Mannes verschmerzen, so unangenehm ihr das auch war. Sie unterhandelte noch einmal; doch Siegel bestand

auf seine Bedingungen, und ließ auch nicht das mindeste davon nach. Die Mutter mußte ihm förmlich versprechen, sich ein ganzes Jahr lang nicht einmal nach ihrem Sohne zu erkundigen.

„Sobald Sie das thun, gnädige Frau,“ sagte Siegel, „bringe ich Ihren Franz sogleich wieder zu Ihnen; und er wird dann schlimmer seyn, als vorher, weil er schon unter Menschen gelebt hat.“ — Sie seufzte; doch sie mußte sich entschließen: denn so eben meldete man ihr, daß der junge Herr zwischen die Dorfheerde eine Menge Schwärmer geworfen, und die Kühe dadurch so wild gemacht, daß sie den Hirten niedegerannt und endlich den jungen Herrn selbst unter die Füße getreten hätten. Man brachte ihn auf den Hof getragen, und das ganze Dorf war in Aufruhr; denn ein Paar Kühe waren bei dem Gedränge in den Teich gestoßen worden und ertrunken.

Franz wurde zu Bett gebracht, und seine Entfernung aus dem Hause nun fest beschlossen.

Doch jetzt zeigte sich etne neue Schwierigkeit. Wie wollte man ihn wegbringen? „Dafür lassen Sie mich sorgen!“ sagte Siegel. Er kam nach etalgen Tagen wieder, ging auf das Zimmer des Knaben, und sagte ganz ruhig: „Deine Eltern haben dich mir übergeben. Von jetzt an hast du mich als deinen Vater zu betrachten. Zieh dich an!“

Der Dube lächelte, und legte sich erst recht zum Schlafen nieder. „Wenn ich einmal befehle,“ sagte Siegel mit verstärktem Tone, „so verlange ich Gehorsam!“ Er hob den Knaben aus dem Bette, stellte ihn etwas unsanft vor sich hin auf die Füße, und sagte: „zieh dich an!“ Franz biß die Zähne über einander; und — that, was er thun sollte. Doch nun war er mit Et-nem Sage aus der Thür, und in dem Zimmer seiner Mutter. Wo ist meine Mutter? fragte er sehr grimmig.

Sie ist diesen Morgen ganz früh ver-reis't.

Jetzt stand Siegel mit seinem Kutscher schon hinter ihm, und sagte: „Bring' ihn in den Wagen!“ Der Knabe wollte sich wehren; der Kutscher hob ihn aber auf, und trug ihn vor die Thür. Siegel setzte sich neben ihn, und die Reise ging vorwärts.

---

### Das Philanthropin.

Franz setzte sich an das Kutschen-Fenster, ganz augenscheinlich, um sich den Weg zu merken, den man fuhr. Siegel selbst machte ihn nun aufmerksam auf den Weg, der durch dicke Waldungen und über lange Halben ging, und erzählte dabei, daß sich in diesem Walde eine Räuberbande aufhielte, und in jener Halbe noch eine andre. Und Sie fürchten sich nicht? fragte Franz. Siegel zeigte ihm vier geladene Pistolen.

Aber gegen eine ganze Bande? sagte der Knabe furchtsam.

„Ein Mann, ein rechter Mann, Franz, kann eine ganze Welt zum Bittern bringen. Das sollst auch du noch lernen. Du bist

bis jetzt so wild gewesen, Franz, weil du bloß mit Menschen zu thun hattest, welche dir gehorchten. Das ist keine Kunst. Aber jetzt wirfst du mit Menschen zu thun bekommen, die dir nicht gehorchen; und die zu beherrschen, das ist Kunst. Es soll mich wundern, armer Knabe, ob du die Kunst, Menschen zu regieren, lernen wirst. Ich verstehe sie: das wirst du erfahren.

Franz schwieg zu diesen Aeußerungen, die er gar nicht erwartet hatte. Es war ihm indeß doch angenehm, etwas Neues zu sehen und zu hören; und Siegel erzählte ihm unterweges so viel Neues von der Erde, von den Menschen und den Thieren darauf, daß ihm die Zeit gar nicht lang währte.

Man kam erst am dritten Tage in Salen an; denn Siegel hatte absichtlich Umwege genommen, damit der Knabe die Entfernung seines neuen Wohnortes von Steinau für recht groß halten sollte.

Jakobine, seine Tochter, sprang an den Wagen, und stuzte, als sie einen fremden Knaben darin erblickte. „Ich habe dir et-

nen Bruder mitgebracht, Jakobine," sagte der Vater; „er heißt Franz. Wild ist er; aber gut.

Bei dem Knaben folgte Eine Ueberraschung auf die andre. Er hatte, nach dem Anfange, eine Strenge erwartet, die nun gar nicht Statt fand; und das that auf ihn eine recht gute Wirkung. Jakobine, die ein Jahr jünger war, als Er, nannte ihn ganz unbefangen: Franz, und Du. Sie zeigte ihm noch diesen Abend ihren Gärten und ihr Epfelzeug, ließ ihn von seiner Reise erzählen, und sagte nachher zu ihrem Vater: er ist gar nicht wild.

Am folgenden Morgen unterrichtete Siegel die Kinder. Jakobine war in allem viel weiter: sie las, schrieb und rechnete besser, als Franz. Da nahm Siegel den Knaben allein, und sagte freundlich: „laß dich gegen Jakobinen ja nicht merken, daß du der Sohn eines so vornehmen Mannes bist! Du siehst, daß du bei weitem noch nicht so viel gelernt hast, wie sie. Deine Schuld ist es nicht; aber du kannst sie

leicht einholen: es fehlt dir nicht an Talent dazu. Sieh, Franz, hier im Dorfe sind Bauerknaben von deinem Alter, die viel mehr wissen, als du. Indes, sie brauchen nicht zu erfahren, daß du der Sohn des Freiherrn von Falkenstein bist; denn sonst wüßtest du dich vor ihnen schämen."

Franz war sehr verdußt darüber, daß hier eine ganz andre Rangordnung galt, als in Steinau, und daß er Ketten an sich fühlte, ohne sie doch zu sehen. Alles, was er sah, setzte ihn in Erstaunen, besonders, daß Stiegel ihn mit so vielem Zutrauen behandelte, ob er sich gleich ganz fest vorgenommen hatte, es nicht zu verdienen. Der Knabe ballte die Fäuste, stampfte mit dem Fuße, und weinte vor Wuth, besonders darüber, daß er nicht mit sich einig werden konnte, ob er gehorchen sollte, oder nicht.

Während dieses Kampfes mit sich selbst, trat Jakobine zu ihm, sagte, als sie ihn weinen sah, mitleidig seine Hand mit der garten Theilnahme ihres Geschlechtes, fragte:

warum weinst du, Franz? und trocknete mit ihrem kleinen Tuche die Thränen von seinen Wangen.

Die Bosheit des wilden Knaben wallte auf: er schlug ihr mit der Faust in's Gesicht; und in diesem Augenblick trat der Vater in das Zimmer.

Es war nur Scherz, sagte Jakobine bittend; gewiß nur Scherz, lieber Vater.

Der Vater schickte sie hinaus, und fragte dann: „war es nur Scherz, Franz?“

Nein! antwortete der Knabe trotzig: ich schlug sie, weil ich sie nicht leiden mag.

„Sage Niemanden, Franz, daß du wie ein falscher Hund bist, und nicht wie ein Mensch. Nur ein unvernünftiges Thier beißt um sich, gleichviel ob den Schuldigen, oder Unschuldigen. Doch du weißt noch gar nichts, Franz; nicht einmal, wie wehe dem Kinde, das dich lieb'hatte, der Schmerz thut. Sie bat für dich: das war menschlich! Nun, damit du künftig weißt, was Schmerz ist, so sollst du ihn einmal füh-

len!" Er nahm seine Reitpeitsche, und hieb ihm ein Paar Mal derb über die Arme. Franz verzog keine Miene. Siegel sagte: nun kennst du den Schmerz! ... Es ist etwas Gutes an dir, Franz, daß du ihn so standhaft ertragen kannst. Jakobine konnte das nicht; sie weinte. Aber sie ertrug den Schmerz doch schöner; denn sie haßte dich nicht darum. — Lieber Franz, ich kann voraus fühlen, daß ich dich eben so lieben werde, wie Jakobinen, wenn du erst ein Mensch seyn wirst. Einige Tugenden bemerke ich an dir, Franz. Du hast Muth: den soll der Mann haben; doch das Pferd hat ihn auch. Du lügst nicht: das ist eine Eigenschaft eines edlen Herzens, und nur der Mensch ist ihrer fähig. Werde nicht falsch, Franz, und werde sanft!

Siegel ging; und schon nach zwei Minuten hüpfte Jakobine in das Zimmer zu dem Knaben, der; den Kopf tief auf die Brust niedergebeugt, stumm da stand, und nicht ruckte, wie ihm geschehen war. Jakobine blieb in der Ferne stehen und sagte:

„Lieber Franz, weinst du noch?“ Er schwankte zwischen dem Entschlusse, sie noch einmal zu schlagen, und dem, ihr, die für ihn gebeten hatte, zu liebkosen. Doch endlich ging er schweigend weg, da er zu keinem Entschlusse kommen konnte.

Der Knabe hatte einen wilden Ehrgeiz und eine immer treibende Thätigkeit; dazu kam noch eine wilde Phantasie, die ohne Plan und Zweck in seinem Gesichtskreise umher flatterte, und durchaus auf keinen Gegenstand gerichtet war. Diese schöne Anlage zu einer edlen Natur hatte Siegel mitten unter allen Unarten des Knaben sehr wohl bemerkt; und bei dieser Handhabe faßte er nun dessen Seele, und hielt sie daran fest. Er erzählte dem Knaben, von dem er sich begleiten ließ, wenn er auf das Feld ging oder ritt, Märchen, in denen ein Mensch durch feste, unerschütterliche Beharrlichkeit allen Widerstand feindlicher Zauberer überwindet, das Unmögliche möglich macht, Ketten zersprengt, Felsen untergräbt, Flüsse ableitet, Schiffe zur

Flucht bauet, und so das Schicksal besiegt.

„Sieh, Franz,“ so schloß er ein solches Märchen jedes Mal; „ein solcher Kerl steckt in dir. Wenn er nur erst heraus wäre! Nicht wahr, als ich dir erzählte, da brannte es in deiner Brust, und du wünschtest, an des edlen Menschen Stelle zu seyn? Du hättest eben das gekonnt, dachtest du.“

Der Knabe antwortete nicht; doch fühlte er, daß Siegel Recht hatte.

Jeden Tag wand ihm Siegel ein neues Fäbchen um das Herz, und zog ihn mit solchen Wundergeschichten fest an sich. Endlich sagte der Knabe: das alles sind Märchen; nicht wahr, Herr Siegel? nur schönere, als unser Koch zu Hause erzählte. Was nützen sie mir denn also? — Nun erzählte ihm Siegel Columbus Entdeckung von America: wie der heldenmüthige Mann unablässig arbeitet, reiseth, bettelt, um seiner Welt eine neue zu geben; wie das Schiffsvolk beim Anblick des neu entdeckten Landes um ihn her knieet, und wie er spä-

terhin von Spanien und von ganz Europa verehrt wird. Es versteht sich, daß Siegel ihm nicht einen dürren Artikel aus einem Compendium der Geschichte, vortrug. Der wilde Knabe sah auf Columbus Haupte die Lorbeern des Ruhms; mit Thränen in den Augen, die er, als etwas Weibisches, so gern hätte verbergen mögen und die Siegel nicht bemerkte, sah er alles zu Columbus Füßen niedersinken. Es war Poesie, was er hörte, und in seinem jungen Herzen regte der Ruhm die Adlerschwinge. Entflammt von Siegels Erzählung, irrte er nun drei Tage allein in den Wäldern umher.

Dann erzählte ihm Siegel Vasco's de Gama kühne Fahrt um die Spitze von Afrika, bei dem Donner der Kanonen, bei dem Wirbeln der Pauken, dem Schmettern der Trompeten, und dem Freudengeschrei des Schiffsvolkes.

Nun kam Siegel zu Alexanders Zug durch Persien nach Indien; dann zu Manfo Kapaks besseren Thaten, den nackten

Wilden Hütten, sichere Nahrung durch Ackerbau, und Kleidung zu geben. Endlich schlugen, wie zwei Sonnenblitze, Pizarro's und Cortez romantische Heldenthaten durch des Knaben Seele, und entzündeten in seiner Brust die Flamme des Ruhms, aber auch Abscheu vor der Grausamkeit. Ihnen folgten lauter heroische Gestalten in Riesengröße, im Glanze des Ruhms: Theseus, Romulus, Hercules, Aristomenes, Agestlaus von Sparta und sein großer Enkel Kleomenes; das schöne Märchen von Jason, und Homers erhabne Heldengedichte.

Atrila's blutiger Heldenzug, und Karls des Großen, Gesetz und Ordnung gebendes, Schwert folgten auf der beiden Brutus berühmte blutige Thaten, deren erste Rom befreiete, deren zweite, edlere, es stürzte.

Dann ging im Philosophen: Mantel Diogenes, mächtiger als Alexander, und der sanfte Sokrates, mit dem Giftbecher in der ruhigen Hand, vor der Seele des Knaben vorüber; ferner der gerechte Aristides, Solon, und der harte Lykurgus, Titus, Aurel,

Trajan: schöne rührende Gestalten, die des Knaben Herz in sanfte Empfindungen auflöseten; und dann, zum Gegensatz, der tolle Caligula, der feine, grausame, heuchlerische Nero, der Schwäger Heliogabal, und der schreckliche Fall des ungeheuren Reiches, das sie beherrschten, schändeten und stürzten.

Der Knabe äußerte seinen Abscheu vor diesen Auswürfen der Menschheit. Da nahm Siegel ihn allein (denn Jakobine hörte alle diese Erzählungen mit ihm zugleich), und sagte: „Höre, Franz! du warst auf dem Wege, ein Caligula zu werden.“

Nimmermehr! sagte er zornig, und mit Thränen in den Augen.

„Caligula war der Sohn eines edlen Vaters. Die Schmeichelei verderbte ihn; daher wurde er ein Ungeheuer.“

Zum ersten Male warf sich Franz an Siegels Brust, und rief: o nein! nein!

Jetzt küßte ihn Siegel zum ersten Mal, und sagte: „nein! jetzt nicht mehr, mein Sohn! du bist ein Mensch geworden!“

Zwar brach der wilde Geist des Knaben wohl noch zuweilen durch die Schranken, die Siegel, wie einen Zauberkreis, um ihn gezogen hatte: er machte sich z. B. wohl an diesen oder jenen Bauerknaben im Dorfe; da aber hier Niemand wußte, daß er ein Sohn des gnädigen Herrn von Falk war (das hatte Siegel nehmlich ganz verschwiegen): so entschied den Streit immer die Stärke, auf gut republikanisch. Franz kam gewöhnlich mit blauen Flecken am Körper zu Hause, und merkte bald, daß, wenn er hier regieren wollte, er sich die Liebe der Knaben erwerben mußte.

Auch im Hause verlor sich seine Lust zu befehlen bald, weil Niemand gehorchte, wenn er befahl. Er mußte, wie in einem Freistaate, die Menschen bereden, oder bitten. Da ihm nun sein Stolz das Letztere nicht erlaubte, so behalf er sich lieber, wie Siegel selbst, der für seine Person gar keiner Dienste bedurfte, oder wie Diogenes, dessen Beispiel ihm hierbei sehr wohl zu Statten kam.

Jakobine, die, eben so wie er, unter den großen, edlen Gestalten der älteren und der neueren Geschichte erzogen wurde, hatte in ihrem Wesen und in ihrer Denkart etwas Heroisches angenommen, das indeß durch die Güte und Sanftheit ihres Charakters, wie ihres Geschlechtes, sehr gemäßigt wurde.

Schon nach drei Monaten faßte Franz einmal ihre Hand, und sagte: o, wie war es möglich, Jakobine, daß ich dich schlagen konnte!

Jakobine lächelte nur, und reichte ihm auch die andre Hand.

Sie gingen jetzt mit einander um, wie Schwester und Bruder. Sein heftiger Charakter riß ihn oft von ihr, wie die Zugzeit den Vogel von dem stillen Hofe, auf dem er erzogen worden ist; er kehrte indeß immer bald wieder zu ihren sanften Spielen zurück. Foderte er etwas von ihr mit Ungestüm, so gab sie ihm mehr, als er verlangte; nun aber war er von ihrer Großmuth gerührt, und wollte gar nichts haben, sondern ihr geben. Darüber entstand

denn ein neuer Streit, wer es dem andern an Großmuth zuvorthun sollte. So war es in gefahrlosem Spiel; doch in der Gefahr selbst, gab Franz Jakobinen alles. Er beschützte sie z. B. gegen den Anfall eines Hundes, wie ein Held, ging voraus, wenn sie durch die weidende Heerde gehen mußten, oder trug sie durch den Bach, wo ein Steg fehlte. Wurden Weide einmal von einem Gewitter überrascht, so mußte sie — er bestand darauf — seinen Rock über ihre Kleidung ziehen, und seinen Hut aufsetzen. So kamen sie denn — Er bis auf die Haut naß, sie ganz trocken — nach Hause.

Dafür aber mußte sie auch mit ihm weite Wege machen, um die Quelle des Baches aufzusuchen, oder im Walde den höchsten Berg mit ihm erklettern, weil er durchaus wissen wollte, wie weit man von da sehen könnte. Sein Blick schweifte immer in die Welte hin; Jakobine aber war in ihrem Thale so zufrieden, daß sie nie von selbst daran dachte, die Höhen rings umher zu besteigen. Er fragte immer:

was ist denn dort? und dahinter? und noch weiter? — Sie antwortete: sonst gar nichts, als solche Häuser und solche Menschen, wie hier.

Ich möchte wohl die Sonne oder den Mond hinter der Erde herauf kommen sehen! rief er; und sein Auge bligte, selbst wie eine Sonne, gegen Osten hin. Sie erwartete geduldig den schönen Mond am Rande des Waldes, um sich zu freuen, wie er seinen Silberstreif über ihren Dach ziehen würde: das war alles, was sie von ihm wollte. Wenn sie auf ihr Beet im Garten Blumen säete, so legte er auf das selbige nichts als Eicheln. Sie fürchtete sich, daß jemand ihren Blumenamen stören möchte; Er sah schon nach drei Tagen zu, ob die Eicheln noch nicht gekeimt hätten.

Er erschlug einen Maulwurf, der ihr Blumenbeet umwühlte; sie seufzte, und sagte: ach, wenn es nun die Mutter ist, und die Jungen vergebens auf sie warten! Alles ging ihm zu langsam; schon im Frühlinge wünschte er, es möchte Herbst seyn

bloß um zu sehen, wie groß seine jungen Eichen geworden wären. Aber der Frühling ist ja so schön! sagte Jakobine mit-  
leidig.

Zu ihrem großen Schrecken konnte er neben einem wandernden Soldaten, der vom Urlaub in seine Garnison zurückkehrte, her laufen, bald auf dieser Seite, um seinen Säbel, bald auf jener, um sein Gesicht zu sehen. Sie folgte ihm dann von weitem nach, obgleich immer versichernd, daß sie allein nach Hause gehen würde. Er folgte dem Soldaten so lange, bis er Jakobinen ängstlich rufen hörte; und wenn er dann wieder zu ihr kam, so war es doch seine erste Frage: wohin mag er wollen? wohl weit, recht weit? vielleicht wohl gar in den Krieg! —

Abends ließ er sich von dem Hofvoigt eine Menge fürchterlicher Gespenstergeschichten erzählen; und dann, wenn es recht dunkel war, ging er hinten durch den Garten, um sich recht zu fürchten.

Ich bitte dich, Franz, rief Jakobine hinter

ter ihm her: was soll das nun wieder! der Vater hat es verboten! Es ist ja so finster!

Eben darum! antwortete er. Aber bleib du nur weg; denn selbänder fürchte ich mich nicht.

Doch schauernd und zitternd ging sie im Dunkeln hinter ihm her, und verhüllte erst vorsichtig alles Weiße an ihrer Kleidung, damit er sie nicht etwa für ein Gespenst ansehen sollte; dann lief sie zu ihm, und drückte das Gesicht an seine Brust, um nichts zu sehen. Wollte er sich also fürchten, so mußte er sich Abends heimlich wegschleichen.

Es war seine größte Lust, sich unter die Flügel einer Windmühle zu legen, Soll für Soll dem Flügel immer näher zu rücken, und ihn so, ganz nahe vor seinen Augen, weg fliegen zu lassen. Aber bist du nicht recht gottlos, Franz! sagte sie, wenn sie ihn weinend und bei flehentlichem Blitzen endlich unter den Flügeln weggezerrt hatte. Gott kann dich einmal strafen für deinen Uebermuth!

Dennoch kroch er wieder unter die Windmühle; es war ihm eine schöne Empfindung, wenn der Flügel so, wie der Arm des Todes, auf seine Stirn zusürzte. Steh, Jakobine! jetzt, denk' ich, trifft er mich; jetzt! O, die Angst ist etwas recht Schönes! —

Er beneidete den Zimmermann darum, daß er eine Rede vom Dachstuhl herunter halten konnte. In der Feierstunde Mittags schlich er sich auf den Thurm, stieg aus dem Schallloche, um sich in den Stuhl des Schieferdeckers zu setzen, und machte in dem gefährlichen Eise eine Fahrt rings um den Thurm.

Dies Wagniß erzählte er hinterher Jakobinen. Vor Angst hielt sie sich die Augen zu, und er mußte ihr versprechen, nie wieder den Schieferdecker zu spielen. Sie bat ihn dringend und mit vielen Thränen, bis er ihr endlich sein Wort gab, das er denn auch treulich hielt.

Einmal kamen Beide auf einer von ihren weiten Wanderungen an einen Kohlen-

meiler im Walde. Franz ging sogleich um ihn her. Die Kohlenbrenner verboten ihm, den Meiler anzurühren, weil sonst die Flamme ausbrechen würde. Kaum waren sie aber in ihrer Hütte, so hatte er schon die Pike in der Hand, und hieb ein Loch in den Meiler. Die Flamme schlug hoch heraus, und er bekam dafür von den fluchenden Kohlenbrennern einige derbe Puffe. Die fühlte er aber nicht, und jauchzte vor Freude über den hoch hervorspringenden Feuerquell.

Nein! sagte Jakobine, in rechtem Ernst: ich gehe nicht wieder mit dir aus! Doch — nun erst ging sie immer mit ihm: denn sie hatte ja durch ihre Thränen und ihr vieles Bitten die fluchenden Männer besänftigt.

Er stand eines Tages neben ihr, sein blaues Flammenauge gen Himmel gekehrt, ohne zu sehen und zu hören. Mit trunkenet Seele dachte er nur: wenn ich doch Flügel hätte, und mich aufschwingen, mich in die fliegenden schwarzen Wolken tauchen, und

eindringen könnte in ihre Mitte, aus welcher die flammende Blitze hervorbrechen! Jakobine faßte seine Hand, und zog ihn dann am Arme; denn — wer könnte wissen, was der wilde Junge wieder wollte! Ihr wurde immer ängstlicher bei seinen starr, unverwandt, gen Himmel gerichteten Blicken. Sie legte ihm die Hand auf die Augen; und als er sie zurückschob, drückte sie endlich ihr Gesicht fest an das seinige, und sagte: „nein, du sollst nicht mehr so hinauf sehen!“

Jakobine, ich möchte so gern wissen, woher das Feuer kommt. Es muß doch mitten in der Wolke brennen, daß die Flamme immer so heraus schlägt!... Und müßt' ich auch verbrennen, so erfähre, so sähe ich's doch!

„O ja! und müßt' ich mich auch tod't weinen. Du hast uns recht lieb, mit deinem Verbrennen!“

Jetzt eben habe ich dich recht lieb, Mädchen, sagte er, und drückte sie fest und entzündt an sich, als wäre sie die flammende Wolke, nach der ihn verlangte.

Er sann Tagelang darüber nach, ob an der Sage von Dädalus Wachsflügeln nicht etwas Wahres seyn könnte. Als Siegel ihm sagte, der Tschimborasso in Amerika sey beinahe eine Meile hoch, schrie er vor Vergnügen auf. Keiner von seinen Wünschen lag in der Mitte: er hätte auf dem höchsten Berge oder mit dem Bergmann im tiefsten Schachte leben mögen. Im kältesten Winter legte er die nasse Hand an ein Stück Eisen, riß sie blutig wieder ab, und sann nach, wie das zuginge: den Schmerz fühlte er nicht. Im schrecklichsten Gewitter blieb er ganz ruhig, und begriff nicht, wie Jakobine sich fürchten konnte. Mit einem schauerlichen Vergnügen dachte er daran, daß einmal das ganze Dorf in Flammen, oder unter Wasser, stehen könnte. Einmal gerieth er sogar auf den Gedanken, das Uhrwerk in seiner Seele eben so kennen zu lernen, wie seines Lehrers Tischuhr, die er aus einander genommen hatte, weil er durchaus wissen wollte, wie es zuginge, daß sie sich immer bewegte.

So etwas sagte er aber höchstens Jakobinen; meistens schwieg er von seinen Gefühlen und Gedanken, und saß für sich allein, wie ein Einsiedler. Frag doch den Vater! sagte Jakobine, wenn ihm so viel daran gelegen war, Dies oder Jenes zu erforschen.

Das eben will ich nicht, erwiederte er dann. Weiß der es, so muß es ja ein Mensch erdacht haben; und auch ich will es herausdenken.

Es gab tausenderlei Dinge, die ihn unaufhörlich, wie Gespenster, verfolgten. Sobald Siegel etwas dergleichen erfuhr (und Jakobine war meistens des Knaben Verrätherin, ohne daß sie selbst es wußte), berührte er den Gegenstand in seinem Unterrichte, freilich bloß nebenher: nur da half er nach, wo es durchaus nöthig war, wo eine unübersteigliche Schwierigkeit im Wege lag. Er hatte nehmlich den Grundsatz, daß Köpfe, wie Franzens Kopf, mehr dichterisch durch Selbst-Erfindung, als prosaisch durch Unterricht, gebildet werden muß-